



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

20. Jahrgang.

1918.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Nur ein Knecht.

Von f. Schröngamer-Heimdal.

Der Allerglücklichste auf Gottes Erdboden und noch in zehn Pfarreien dazu ist heute der Hüter-Hiesel; denn seinem Knabenherzen ist ein Wunsch in Erfüllung gegangen, schöner und prächtiger, als es selbst ein Königskind träumen mag. — Was ist's denn? — Sein Vater, der alte Hüter-Hiesel, hat ihm aus dem Walde Pflug und Wagen, Egge und Peitsche mitgebracht und zwei prachtschöne Rösser dazu. Die hat der Alte zur Mittagsweile fein säuberlich aus Föhrenrinde geschnitten. Das Geschirr und das Zaumzeug ist aus Birkenbast und Geißelschnüren zusammengestrickt, daß es eine wahre Freude ist.

Man merkt es wohl: der alte Hiesel hat sich schon gewaltig zusammengenommen, damit es ja etwas Schönes wird, mit dem sich der junge Hiesel sehen lassen kann, dorfauf, dorfab.

Der junge Hiesel ist aber auch mit einem seligen Freudenschrei über das Wundergeschenk hergefallen und kann den ganzen Tag nichts essen vor Wonne und Enzjücken.

Will was heißen, wenn ein dreijähriges Hüterbüblein aus dem Böhmerwald kein Gelüsten hat nach dem Erdäpfelbrei, aus dem die goldigsten Schmalzbrünlein quellen. Ins Dorf!

Der Hiesel hat ein dunkles Gefühl: geteilte Freude ist doppelte Freude. Aber beileibe nicht so, als hätte er im Sinn, ein Rößlein oder ein Rädlein herzuschenken — er will den Leuten nur seine stolze Freude zeigen. Er fuhrwerk't von Haus zu Haus, von Hof zu Hof. O, wie neiden ihn die kleinen Buben, o, wie loben ihn die Großen!

Und der Hofbauer sagt: „Ist recht, Hiesel, wirst eh' nur ein Knechtel. So ein Hüterbübl kann nicht früh genug mit Rogg und Wagen, mit Pflug und Eggen umgehen lernen.“

Den Hiesel freut die Rede, aber er versteht noch nicht, wie sie gemeint ist.

„Nur ein Knechtel!“

Was soll denn ein armes Hüterbüblein sonst werden wollen als „nur ein Knechtel“?

Der Hiesel hat auch gar nichts anderes im Sinn. Knecht werden ist sein Ziel. Aber ihm bedeutet es kein trübes, trauriges Geschick, weil er ja nichts anderes weiß, sondern ein hohes, erstrebenswertes Ideal. Ja — wie wird es erst sein, wenn er einmal wirkliche Rösser anseuert, wenn er einmal einen wirklichen Erntewagen durch die Gassen lenkt! Ist doch das Spielen schon so schön!

Die Dorfknechte sind dem kleinen Hiesel hochberühmte, nachahmenswerte Vorbilder: der rote Lois, weil er so schön geißelschnalzen kann; der Holzer-Hanns, der die schönsten Fuder Heu aufladet; und der lange Wasfel, der

durch seinen kräftigen Dreschflegelschlag weitem in hohen Ehren steht.

Was Wunder, wenn der Hiesel aufs Leut'fragen, was er einmal wird, mit heißem Eifer entgegnet: „Ein Knecht!“ „So, so,“ sagen dann die Leute und denken sich etwas dabei oder auch nichts, weil sie ja nicht Zeit haben, mit ihren Sinnen bei kleinen Buben zu verweilen.

Aber die kleinen Buben werden auch größer und kommen in die Schule.

Da gibt's das A-b-c, das Einmaleins, den Katechismus und hinwieder auch Tazen und Ohrenbeutel. Denn bei Hüterbüblein ist's so, daß sie dem Vater oft das Essen in den weiten Wald tragen müssen und darob die Schule versäumen.

Und in der Schule träumt der kleine Hiesel dann von den wildschönen Dingen, die ihm der Vater im Wald gezeigt: von der schwarzen Auerhenne, vom Jaukönigsnest, von der großen Hornisse und den Königskerzen auf der gottesfreien Waldwiese.

Bei solchem sonnigen Säumen verschwimmen dem Hiesel oft die Buchstaben und Zahlen, und der Lehrer muß mit dem Rüttlein wieder ein wenig nachhelfen.

„Ach“, seufzt da der Hiesel vor sich hin, „warum muß ich die fremden Affen auswendig lernen und den Erbselgekrieg, wo mich der Vater im Wald so notwendig brauchen könnte. Einmal hat's der alte Hüter-Hiesel dem Herrn Lehrer gesagt, daß sein Bub „kein Professor nicht wird“, sondern „nur ein Knecht“, und daß ihm da die Bruchrechnungen nichts nützen, aber gerade Glieder, ein heller Kopf und ein rechtschaffenes Herz. Und das wolle er dem Hiesel selbst anerziehen.“

Daraufhin hat der Hiesel keine Tazen mehr bekommen, aber wie er dann aus der Schule gekommen ist, hat er immer noch seinen Platz in der vierten Klasse gehabt und nicht in der siebenten, wie es sein sollte. Da ist er denn gefessen wie der junge Kuckuck im Drosselnest, mit gesunden Gliedern und hellen Augen. Und bei der großen Prüfung fragt ihn der Herr Inspektor, was er denn einmal werden will. „Ein Knecht“ ist des Hiesel Antwort, und der Gestrenge ist zufrieden, deutet aber mit dem Zeigefinger nach der Stirne und beschreibt ein kleines Rädchen.

Die Herren lächeln und der Hiesel wird brennrot.

Am Tag nach der Prüfung aber feiert der Hiesel schon seinen Einstand als Kleinknecht auf dem Hofbauerngut. Der Hofbauer hat schon hart auf ihn gewartet, und der Hiesel hat einen Eifer, daß ihm der Grobknecht kaum nachkommt bei der Arbeit. Abends freilich ist er dann schier zum Umfallen müd und er muß seine letzte Kraft zusammennehmen, daß ihm bei der Nachtsuppe der Löffel nicht aus der Hand gleitet vor Schlaf und Mühseligkeit.

Von den Schulkameraden des Hiesel hat's noch keiner zum Knecht gebracht. Die hängen ihrer Mutter noch am Schürzenzipfel und mit dem Maul über der väterlichen Suppenschüssel.

Denn das werden Bauern und müssen nicht als Knechte dienen, weil sie selbst ein Eigen haben oder später erheiraten.

Der Hiesel aber kommt bald in Schwung und die Leute reden schon von ihm als von einem Knecht, wie man einen suchen muß. Und gar manches Bäuerlein nimmt sich vor, beim Hiesel anzuklopfen, ob er nicht auf Lichtmeß bei ihm einstehen will.

Aber der Hiesel schüttelt solche Zusprecher ab wie der Einsiedelmann den gleichnerischen Versucher: „Ich bleib!“

Denn wenn er auch nur ein Knechtlein ist, der Hiesel, so weiß er doch, daß seine Knechtsehre verlangt, nicht schon im ersten Jahr aufzusagen. Auch dann nicht, wenn er, wie 's beim Hofbauern ist, zu jeder und jeder Arbeit erhalten muß. Alles schafft an so ein Knechtlein hin, der Bauer und die Bäurin, der Großknecht und die Großdirm und gar auch das Stallmensch. Jeden Handgriff, der diesen selber lästig ist, befehlen sie dem Hiesel.

Aber der Hiesel hat seine Ehre und hält es aus.

Denn alle Tage geht's nicht gleich. Unser Herrgott hat eigens für den Hiesel einen Tag erschaffen, an dem es fast so schön ist wie im Himmel, den Sonntag. Am Sonntagnachmittag geht er heim zur Mutter, streckt sich auf die Ofenbank und läßt die steifen Glieder wieder zur Ruhe kommen. Derweilen wärmt ihm die Mutter ein Süpplein und speist auch seine Seele mit Muttertrost, zartem Zuspruch und ernst-frohen Ermahnungen zum Aushalten und Bravbleiben.

Oder er geht zum Vater in den Wald und liegt bei ihm auf dem Moos in der Rindenhütte. Der weiß dieselben Lehren wie die Mutter daheim. Sie hören sich so wahr und wunderbar an, daß dem Hiesel inwendig ganz weit und warm wird. Oder ist's nicht verwunderlich, wenn ihm der Vater erzählt, daß auch der Weltheiland, Gottes Sohn, als armer Leute Kind zur Welt gekommen und sich unter fremden Leuten bei herumtschlaaen müssen, weil er ja kein Eiaen hatte auf dieser Erden.

Wie geht dem Hiesel das Herz auf bei solchen Reden! Wie wahr und klar ist das alles! Wieviel Kraft und Vertrauen strömt aus solchen Worten! Wie fühlt sich das Knechtlein hingezogen zu diesem Heiland und Herrgott der armen Leute und Hüterfinder.

Ja, wenn der liebe Gott einst auch nur ein Knechtlein war, dann wird er schon wissen, wie es dem Hiesel oft ums Herz ist unter den fremden Leuten, und er wird ihm gewiß einmal ein rechtes Ruheplätzchen herrichten in der andern Welt.

So läuft des Hiesel Tagewerk jahraus, jahrein. Er schaut nicht lang um sich und fragt nicht viel nach dem Lauf der Welt. Denn diesen machen die Herrenleute und Machthaber. Das ist ihre Sache und sie müssen es verantworten. Ein Knechtlein hat seine Pflicht und Fron, schafft Brot und Bedarf für Mensch und Vieh und geht seinen geraden Weg.

Die Zeitung liest der Hiesel nicht; denn das versteht er alles nicht. Er begreift nicht, daß es Leute gibt, die ihr Brot anders verdienen als durch ihrer Hände Arbeit. Die Politik der Potentaten, die Bilanzen der Handelsleute, die Spekulationen und Kalkulationen sind ihm spanische Dörfer wie in der Schule die ausländischen Affen und der Erbfolgekrieg.

Denn der Hiesel ist ja nur ein Knecht und kein Professor oder Diplomat.

Und jetzt gibt's gar noch Krieg auch, den der Hofbauer schon lang prophezeit hat. Die jungen Bauern und Knechte müssen gleich alle fort und keiner wird gefragt, ob es ihm paßt oder nicht. Die Weiber weinen und schreien, aber es hilft alles nichts — Krieg ist Krieg. Und im Krieg hat man einen andern Brauch wie im Frieden.

Der Hiesel wird mit dem jungen Jahrgang gemustert und muß auch gleich fort. Wohl sinnt er eine Weile

darüber nach, wieso er jetzt wildfremde Leute, die ihm kein Härlein gekrümmt, erschiesen, erschlagen oder erstechen soll, oder warum sich er selber jetzt umbringen lassen soll von Leuten, denen er sein Lebtag nichts zuliebe getan.

Der Hiesel schüttelt den Kopf: versteh's, wer's mag, er versteht's nicht, und es wär' schier gescheiter, die Leute blicben daheim bei ihren Höfen, bei Rosß und Rind und redlicher Arbeit, die ihren Mann nährt.

Warum machen den Krieg denn die Leute nicht aus, die ihn haben wollen? Was kümmern einen Hüterbuben denn solche Weltthändel?

Ach was! Die gescheiten Leute werden das Wie und Warum schon wissen. Der Hiesel tut, was man ihm schafft, genau so, wie er's beim Hofbauern gehalten. Und er schaut sich's bei den Soldaten ebenso zusammen wie daheim in Hof und Stall. Es ist nur gut, daß man bei den Soldaten nicht viel mit Lesen und Schreiben zu tun hat, sondern harte Hände braucht und helle Köpfe, Leute, die was anhalten. Und da stellt es sich bald heraus, daß der Hiesel den meisten überlegen ist. Die Handgranaten wirft er weiter und sicherer wie sein Abrichter und im Dauerlauf überflügelt er den ganzen Zug.

Aber der Hiesel vergißt nicht, daß er doch nur ein Knechtlein ist, wenn er auch froh ist, daß man ihn bei den Soldaten besser brauchen kann als daheim in der Schule.

Er fühlt sich wieder in redlicher Fron wie daheim beim Hofbauern, nur daß die Mistgabel jetzt ein Gewehr, das Grabseil ein Spaten und die Handvoll Saatkorn eine Bombe ist. Mit dem Kriegsgerät geht er so meisterlich um wie mit dem Bauernwerkzeug. Er haut und sticht, er wirft und schießt, er schanz und wacht wie nur einer. Denn es ist seine Pflicht und er hat zur Fahne geschworen.

Um Leibesz Gefahr kümmert er sich nicht. Sein Leben steht in Gottes Hand, hat ihm seine Mutter beim Abschied gesagt. Und der liebe Gott wird's schon recht machen.

Was Wunder, wenn der Hiesel unter den ersten ist, die das Eisenkreuz bekommen? Er kann es gar nicht glauben, und treuherzig-schüchtern meint er zu seinem Führer: „Herr Hauptmann, ich bin aber nur ein Knecht...“

„Nein“, sagt sein Führer, „nicht Knecht, sondern Ritter, Ritter des Eisernen Kreuzes.“

Dem Hiesel ist's recht und er hat seine Freude. Aber er weiß es besser: er ist ja doch nur ein Knechtlein und wird es bleiben. Höchstens, daß er einmal Hüter wird, wie sein Vater.

Sein Leben steht in Gottes Hand, hat ihn seine Mutter zum Scheiden getröstet.

Weil man aber solche Leute, wie den Hiesel, auch im Himmel recht gut brauchen kann, drum fügt es sich, daß ihm ein Küglein durch das Herz singt.

Der Hiesel fühlt es gar nicht, es ist ihm nur, als stünde er auf einmal in einer andern Welt voll Ruhe und Licht und ferner Harmonien. Und heilige Stimmen sprechen ihm Worte, wie er sie daheim von Vater und Mutter oft gehört: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, geh' ein in die Freude deines Herrn.“

„Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“

„Die Erstey werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein.“

Damit den Hiesel aber kein Heimweh ankomme im Gewirr der seligen Geister, sucht ihm der Himmelvater ein Plätzchen aus mit einem Euginsland in das Erdental.

Da sieht der Hiesel das Hüterhaus, das Hofbauerngut, die Brachäcker, die Mählwiesen und die rindene Waldhütte seines Vaters auf der Bergweide.

Und abends, bei steigenden Sternen, wenn die Seimen auf der Hausbank tränenstill an den Gefallenen sinnen, läßt der Hiesel eine Sternschnuppe gerade über das Hüterhaus fliegen, damit sie wissen, wo er sei, und als Gruß, bald nachzukommen in die Heimat voll Licht und Ruhe und seliger Harmonien.

Wie hoch fliegen die Vögel?

Trotz der seit Jahren von den modernen Vogelwarten ausgeübten Forschungen knüpfen sich noch immer an die alljährlich im Frühjahr und Herbst stattfindenden Vogelwanderungen zahlreiche Probleme. Vor allem stellte man sich immer wieder die Frage, welche Gründe für Zeit und Richtung der Vogelzüge bestimmend sind. Nach allen bisherigen Beobachtungen ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Ausföhrung des Wanderfluges der Vögel zwar durch äußere Reize vorübergehend beeinflusst werden kann, in der Hauptsache aber rein instinktiv erfolgt, also als das Ergebnis einer mechanisch zur Geltung kommenden Seelenfunktion zu betrachten ist. Die umstrittenste aller an den Vogelflug geknüpften Fragen ist aber die nach der Flughöhe. Ehe die Beobachtungen neuesten Datums begannen, über die jetzt Friedrich v. Lucanus in den Naturwissenschaften berichtet, herrschte die allgemeine Ansicht vor, daß der Vogelflug durchschnittlich sehr große Höhen erreicht. Der Forscher Gätke, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Helgoland den Vogelflug studierte, war der hauptsächlichste Befürworter dieser Richtung, indem er sich für häufige Höhen von 5000—12000 Meter aussprach. Diese Anschauung gewann er auf Grund seiner Beobachtungen, wobei er allerdings rein schätzungsweise vorging. So z. B. schätzte er die Höhe, in der ziehende Sperber über Helgoland als winzige Staubkörnerchen zu erblicken waren, auf 3000 Meter, die Höhe eines als Punkt in den Wolken erscheinenden Kranichs auf 5000—6000 Meter usw. Ein Teil der Ornithologen schloß sich der Gätkeschen Ansicht an, ein anderer verhielt sich ablehnend oder zumindest zweifelnd, doch konnten keine unantastbaren Gegenbeweise geliefert werden. Daß die genannten Ziffern für die Flughöhe der Vögel der Wirklichkeit keineswegs entsprechen, daß vielmehr die eigentlichen Ziffern unendlich niedriger sind, ergibt sich jetzt aus den Forschungen, die Lucanus Jahr hindurch selbst anstellte oder anstellen ließ. Zu diesem Zweck wandte er sich an die Luftschiffer mit der Bitte, auf ihren Ballonfahrten, ganz besonders aber auf den wissenschaftlichen Hochfahrten ornithologische Beobachtungen anzustellen. Das Ergebnis derselben läßt sich dahin zusammenfassen, daß — von einigen Ausnahmen abgesehen — im allgemeinen die Grenze für die Höhe des Vogelfluges in 400 Meter relativer Höhe angenommen werden kann. In größeren Höhen, etwa in 1000 Meter, wurden Vögel von den Luftschifffern nur ganz selten angetroffen. So wurde einmal auf einer wissenschaftlichen Ballonfahrt ein Zug Krähen in einer Höhe von 1400 Meter festgestellt. Nun wandte man gegen diese, der Gätkeschen Theorie so vollkommen widersprechenden äronautischen Beobachtungen ein, daß die Vögel die Ballons vielleicht für Raubvögel halten, ihnen aus Furcht schon von weitem ausweichen und sich daher zuverlässigen Beobachtungen meist entziehen. Dieser Beweis ist nichts weniger als stichhaltig, denn als einmal ein Zeppelinluftschiff mitten durch einen Vogelzug fuhr, setzten die Vögel unbefümmert und ohne wesentliche Veränderung ihre Reise fort. Um zu einem endgültigen Ergebnis zu gelangen, muß vor allem erwogen werden, was den Vogelzug zu beeinflussen und seine Höhe mitzubestimmen vermag. Wichtig ist in erster Linie die Bewölkung. Aber den Wolken, also außer Sicht der Erde, wurden von den Luftschifffern mit einer Ausnahme niemals Vögel beobachtet. Man gelangte zu dem Ergebnis, daß die unterste Wolfenfläche die Grenze für die Höhe des Vogelfluges bildet. Bewiesen wurde dies auch durch Beobachtungen des Leiters der Vogelwarte Rossitten, Prof. Chrenemann, nach dessen Angaben die Vogelscharen sich durch den Nebel stets zur Erde herabdrücken lassen, da sie den Erdboden niemals aus dem Auge zu verlieren wogen. Weiterhin sind für die Höhe des Vogelfluges Richtung und Stärke des Windes maßgebend. Da der Vogel als frei in der Luft schwebender Körper vom Wind getrieben wird, sucht er sich diesen Verhältnissen anzupassen. Aus diesem Grunde gehen die Zugvögel bei starkem Gegenwind tiefer zur Erde herab, um die durch die Reibung an der Erdoberfläche verminderte Kraft des Windes auszunützen. Endlich sind auch noch Luftdruck und Temperatur in Betracht zu ziehen. Die von Gätke angenommenen großen Höhen sind schon darum unwahrscheinlich, weil in einer Höhe von 10000—12000 Meter infolge der ungeheuren Kälte und des geringen Luftdruckes jedes organische Leben sofort erstarbt. Nach den Versuchen des französischen Physiologen Paul Bert zeigt eine Lachmöwe bereits unter einem Luftdruck von 348 Millimeter, ein Turmfalke bei 278 Millimeter Luftdruck krankhafte Erscheinungen. Die Behauptung, daß durch die Geschwindigkeit des Fliegens vor dem Vogel eine Luftmenge angehaucht werde, die ihm sozusagen als Luftreservoir diene, widerlegt sich durch die kegelförmige Gestalt des Vogelkörpers und durch den vorn zugespitzten Schnabel. Auch sämtliche Beobach-

tungen der Vogelwarte Rossitten sprechen sich gegen große Höhen aus. Im Einklang mit den äronautischen Beobachtungen ergibt sich also, daß die Wanderungen der Vögel nur in geringen Höhen von höchstens einigen hundert Metern, niemals aber in Höhen von Tausenden von Metern stattfinden. Als Durchschnitt für die Höhe des Vogelfluges werden nicht mehr als 100 Meter angegeben, etwas höher gehen Raubvögel bei ihren Zugströgen, die kleinen Singvögel niedriger, ungefähr dreißig bis achtzig Meter. Die Vögel sind also trotz ihres Flugvermögens auch in gewissen Grenzen an die Erde gefesselt wie alle anderen Lebewesen. C. K.



Merkwürdiges aus dem Reich der Insektenfresser.

Die von dem Kaien im allgemeinen wenig beachtete Gruppe der Insektenfresser stellt hinsichtlich zahlreicher Merkwürdigkeiten der Körperbildung und der Lebensweise zweifellos eine der sonderbarsten und darum interessantesten Tierfamilien dar. Die Insektenfresser stammen aus einer außerordentlich altertümlichen Familie von Hochsäugern, die heute nur noch in ungefähr 200 Arten über die Erde verbreitet sind, wobei zu bemerken ist, daß sie wie alle Hochsäuger in Australien nicht vorkommen und ebenso Südamerika niemals besiedelt haben. Wegen ihres lichtscheuen Wesens und ihrer geringen Größe entgehen sie heute meist der allgemeineren Beachtung, während sie in der früherer Zeiten hinsichtlich ihrer Gattungszahl im Reich der Säugetiere eine sehr wichtige Rolle spielten. Da sie damals mit den verschiedensten Fortbewegungs- und Jagdarten vertraut waren, hat sich bis jetzt in ihnen noch eine große Vielseitigkeit erhalten, als Läufer, Hüpfher, Erdgraber, Kletterer und Schwimmer erinnern sie an ihre einstige universale Anpassung. Die ihnen noch übriggebliebene Vielseitigkeit aber verleiht ihnen noch immer viel Merkwürdiges, wovon Dr. E. Reinhardt Einiges im „Prometheus“ zu berichten weiß. Gemeinsam ist fast allen Arten eine infolge der langen Kiefer spitze Schnauze mit den 44 winzigen Zähnen der Ursäuger. Die meisten halten sich auch an die bei ihnen beliebte Mode des Winter- oder Sommerschlafes, den sie stets zu halten pflegen, wenn die ihnen zur Nahrung dienenden Insekten sich vor der Dürre oder Kälte in unerreichbaren Verstecken geborgen haben. Diese Schlafmode hat bei den Insektenfressern sehr absonderliche wirtschaftliche Talente ausgebildet, die sozusagen von einer Art tüchtigen Hausfrauengeistes Zeugnis geben. Der Vorknigel in Madagaskar z. B. legt sich jedesmal in der Regenzeit ein Speckkränzchen zu, von dem er sich während des Ruheschlafes in der Dürre des Sommers erhält. Die Spitzmäuse wiederum sammeln in ihrem Schwanz einen Fettvorrat, der ihnen über die schlimmen Zeiten hinweghilft. Eine andere Merkwürdigkeit weist das Flugwiesel im Kongogebiet auf, ein fast ottergroßer Verwandter des Vorknigels. Trotzdem das Flugwiesel nämlich ein Säugetier ist, sucht es die Fortbewegungsart der Fische nachzuahmen, indem es sich einzig mit seinem seitlich flachgedrückten Schwanz durch das Wasser schlägt. Die Verwendbarkeit von Panzerungen hat der südwestafrikanische Vorknigelmaulwurf erkannt, der sich mit seiner Nase überraschend schnell durch den trockenen Sand schlägt, weswegen die Nasenspitze verhornt ist. Die Wasserfischmause ahmt auch das Fischgeschlecht nach, indem sie ihren zweiteilig abgeplatteten Ruderschwanz mit großem Geschick zu verwenden weiß. Geradegu bewundernswerte hauswirtschaftliche Talente zeichnen unseren einheimischen Maulwurf aus. Als weitblickender Hausvater legt er sich rechtzeitig einen beträchtlichen Wintervorrat an Regenwürmern an, die er haufenweise in seinem Nest zusammenträgt. Da er aber die Würmer nur frisch zu verzehren beliebt, hat er sich auf eine besondere Kunst von „Konservierung des Lebens“ verlegt. Er lähmt die Würmer nämlich durch einen Biß in die Nervenanglien des Kopfes, sodas sie ihm nicht mehr zu entlaufen vermögen, andererseits aber am Leben bleiben und so einen stets frischen Vorrat darstellen. Als besondere Merkwürdigkeit sei schließlich noch die von Dr. Reinhardt betonte, geradezu unsagbare Raubgier des kleinsten Säugetieres der Erde, nämlich der in Südeuropa lebenden etruskischen Spitzmause, erwähnt, die nur 3,5 cm groß wird. Dies hindert das reizend wilde Tier jedoch nicht, sich auf mächtige Beute zu stürzen, z. B. einem mehrspindigen Karpfen auf den Rücken zu springen und ihm bei lebendigem Leibe die Augen und das Hirn auszufressen. Die Wildheit der Spitzmause kennt keine Grenzen, sie verschont weder Freunde noch Geschwister, und wenn sie so groß wie ein Löwe wäre, hätte sie wahrscheinlich schon längst alle Lebewesen auf der Erde vertilgt, um dann an der selbstgeschaffenen Hungersnot kläglich zu Grunde zu gehen. K.

Die Zentrifugalkraft.

Ein kleiner Blechdeckel wird in der Mitte durchbohrt und ein kleiner Holzstab durchgesteckt. Sodann fülle man den Deckel bis zum Rand mit Sand und Eisenspänen, fülle ein Gefäß mit Wasser und drehe über dem Wasser den Deckel schnell mit den Fingern. Durch das Gesetz der Zentrifugalkraft wird der Inhalt des Deckels über den Rand geschleudert. Untersucht man nun den Inhalt des Deckels, so wird man finden, daß der Sand auf dem Boden des Gefäßes ruht, während die schwereren Eisenspäne zurückblieben. Auf diesem Vorgange beruht auch das Prinzip der Goldwäscherei bei den nordamerikanischen Indianern.



Die Distel als Barometer.

Während der Allgemeinheit bereits eine ganze Anzahl Wetterpropheten aus dem Tierreich bekannt sind, ist die Kenntnis von Wetterpropheten in der Pflanzenwelt verhältnismäßig noch äußerst gering. Mit vollem Recht verdient den Ehrennamen eines Barometers jedoch die stempellose und gemeine Wetterdistel, häufig auch unter dem Namen Eberwurz bekannt. Diese Distel kommt im nördlichen und westlichen Deutschland ziemlich selten, in Mittel- und Süddeutschland aber häufiger vor, am meisten trifft man sie in den Bayerischen Alpen an. Bevorzugt wird von der Eberwurz kaltriges Gelände, steiniger Hang, manchmal auch Sandboden. Den Vergessenern und Wanderern ist die Eberwurz ein alter Bekannter, und sie wird von ihnen in richtiger Einschätzung ihrer merkwürdigen Eigenschaften allgemein Wetterrose oder auch Wetterprophet genannt. Tatsächlich braucht man, wie in den Naturwissenschaften ausgeführt wird, wenn man sich über das bevorstehende Wetter unterrichten will, nur die dem Wurzelstock unmittelbar aufstehenden großen Blätter und die strohgelben Blüten der Eberwurz genau zu betrachten. Wenn die silberfarbigen, länglichen Hüllschuppen der stempellosen Eberwurzblüte sich wagrecht ausstrecken, gibt es erfahrungsgemäß am nächsten Tage schönes Wetter mit vorwiegend blauem Himmel. Wenn aber die Blütenhüllschuppen der Eberwurz zu einer Art Dach zusammengeschieben sind, das die Blüte bedeckt, so hat man mit großer Wahrscheinlichkeit Regen zu erwarten. Die Erklärung für diese prophetische Gabe der Eberwurz ist eine sehr natürliche, es handelt sich nämlich bei der Pflanze um nichts anderes als um einen Selbstschutz gegen Wetterumbilden, in der Hauptsache gegen Nässe. Die wollige, 6—7 cm große Blüte muß sich nämlich besonders im Gebirge recht

zeitig vor dem Nahen eines Unwetters schützen, weil sonst die vielen sehr dicht stehenden wolligen Röhrenblüten nur sehr schwer trocken würden, wodurch die Gefahr einer Fäulnis gegeben wäre. Darum bilden die Hüllblätter ein Dach, auf dessen glatten Schuppen der Regen schnell abfließt, sodas kein einziger Tropfen in die Blüte selbst einzudringen vermag. Aber nicht nur als Barometer ist diese sonderbare Distelart von Bedeutung, auch im Rahmen der erschwerten Ernährungsverhältnisse verdient sie allgemeine Beachtung. Wie neuerdings festgestellt wurde, liefern im Sommer die auf den Samen der Eberwurz aufspießenden Blüten ein äußerst wohlschmeckendes Gemüse, das insbesondere wegen seines Milchgehaltes und höchstwahrscheinlich auch wegen des hohen Kalziumgehaltes sehr nahrhaft ist. Da nach den Forschungen von Daler die Eberwurz überdies neben Harz und Zucker auch ein leichtflüchtiges Öl enthält, wäre ihre Sammlung und Ausnützung unbedingt zu empfehlen.

Das Märchen vom Winterschlaf der Tiere.

Der alte Glaube, daß auch manche Vogelarten einen Winterschlaf zu halten vermögen, ist noch immer so verbreitet, daß selbst in einzelnen modernen Werken diese Frage als nicht ganz gelöst betrachtet wird. In Wirklichkeit aber ist das Märchen vom Winterschlaf der Vögel, wie Wesenmüller in den Naturwissenschaften darlegt, nichts weiter als ein Volksaberglaube. In der Mark z. B. erzählen die Bauern sich noch immer Geschichten, wie etwa die von den Saren, welche man im Frühjahr leblos aus dem Schlamm eines Sees hervorholte, und die dann nach einiger Erwärmung vollkommen munter davongeflogen seien. Scharfsichtige Naturforscher haben schon in frühester Zeit diesen merkwürdigen Aberglauben zu bekämpfen versucht. Besonders lebhaft bemühte sich um eine Richtigstellung dieser Frage der bekannte Rektor des Berliner Gymnasiums zum „Grauen Kloster“ Johann Leonhard Frisch in seinem 1755 erschienenen ornithologischen Werke „Vorstellung der Vögel Deutschlands“. Von der Tatsache ausgehend, daß nach allen Ergebnissen der Forschung keine einzige Vogelart in Wirklichkeit einen Winterschlaf fähig ist, sucht Wesenmüller dem Ursprung dieser so hartnäckig weiterverbreiteten Fabel auf die Spur zu kommen. Seiner Meinung nach handelt es sich nicht um folschgedeutete naturwissenschaftliche Beobachtungen, sondern um eine Nachwirkung uralter mythologischer Vorstellungen. Wahrscheinlich ist der Ursprung in der Geschichte des schlafenden Sonnenvogels zu erblicken, von dem die alten germanischen Mythen berichteten, daß er nach dem Schwinden der schönen Tage zur Ruhe ging, um erst im Frühjahr wieder zu neuem Leben zu erwachen. Der Glaube an diesen mythischen Vogel hat sich dann höchstwahrscheinlich auf die wirklichen Vögel übertragen und so das Märchen vom Winterschlaf der Vögel erzeugt.

Der Kolibri.

Dieser in einer unsäglichen Färbepalette und farbenglut schillernd: kleinste aller Vögel febe, so glaubte man, dazu den langen, feinen, etwas gekrümmten Schnä-

bel, daß er wie die Biene den Honig aus den Blumen und Blüten sauge; dies ist jedoch nach den neuesten Beobachtungen völlig falsch. Wenn das Tierchen seinen Schnabel in die Honigbehälter der Blumen einsetzt, da geschieht es, weil der kleine Insektenfresser darin ohne Mühe die kleinen und kleinsten der Insekten am Honige naschend ertappt oder die ihrer Naschhaftigkeit zum Opfer gewordenen, das heißt, festgeklebten Insektchen in aller Gemütlichkeit wegschnappt. Daher sein rastloses Umherirren von Blüte zu Blüte, während doch jede ihren Honig darböte, den das Tierchen mit seinem Hakenschnäbelchen erreichen könnte.

Knacknuß.



Der Schild in Eisen.



Wer zeichnet den fleißigen Zeitungsleser in einem Zuge nach?

Auflösung des Ergänzungs-Rätsels in Nr. 1.

1. raten — Raten, 2. Boten — boten, 3. fällen — Fällen, 4. fesseln — Fesseln.

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 1.

Das erste, was der Soldat lernen muß, ist marschieren.